

Reisetagebuch für meine Freunde

Israel 2.3. bis 21.3. im Jahre des Herrn Zweitausendneun

Dieser Bericht wird täglich bis zum Ende der Reise aktualisiert
Teil 2

Mittwoch, 11.3.2009

Heute wurde Haydns Schöpfung geprobt; es waren ganz andere Orchestermusiker als bisher da und die spielten auch ziemlich undiszipliniert ein paar Töne weiter, wenn Helmut abgebrochen hatte. Tut man das? Das war doch kein Schulorchester! Nach einer Stunde wurden 40 Minuten! Pause gemacht. Merkwürdig. Aber es hatte auch was Gutes: Agathe (die kibbuzerprobte Sopranistin) stand grade neben mir und meinem Teebecher, als ich sie fragte, wie sie denn in den Kibbuz gekommen wäre. Es ergab sich eine längere Unterhaltung, die ja nur wegen der Überlänge der philharmonischen Pause möglich geworden war. Am meisten beeindruckt hat mich ihre Schilderung der koscheren Küche im Restaurant des Kibuzzes. Die Gemeinschaft selber bestand größtenteils aus christlichen Mitgliedern, aber das Restaurant wollten



sie von den Rabbinern als [koscher](#) bewerten lassen. Hä? Sie klärte uns auf: für die Lebensmittelhygiene in Israel ist das Oberrabbinat zuständig, nicht eine staatliche Lebensmittelaufsicht, wie bei uns. Koschere Lokale brauchen eine Fleischküche und eine Milchküche mit getrennten Kühlschränken, Geschirr und Besteck, sind aber auf alle Fälle kontrolliert, was eben bei allen anderen Verköstigungseinrichtungen nicht der Fall ist. Sie erzählte, dass die Rabbiner auch die Brotschneidemaschine auseinander genommen und unter alle Ecken geschaut hätten. Also richtig gründliche

Kontrolle der grundlegenden Hygiene. Wieder was gelernt!

Nach einer Menge Ansagen, was die nächsten Ausflüge und Termine betrifft, gab es die zweite Ration Geldes. Jetzt konnte ich wieder essen gehen ;) und vielleicht die Schiffsglocke am nächsten Flohmarkt kaufen.

Mittags um 1300 war ich wieder in meinem Bauhauskino. Ich schaute ein bisschen in den Laptop, bis mir die Augen zu fielen und bis um 1600 nicht mehr zu bewegen waren, sich zu öffnen. Die Haare schriean danach, gewaschen zu werden und ich tat ihnen den Gefallen, um dann schnurstracks mit zwei Kopfkissen und meinem Buch unter dem Arm auf die Dachterrasse zu liften. Frisch war's und das breite Band der Cirruswolken hinderte die Sonne, mich zu wärmen. Lesen. Ich musste jetzt wissen, wie Batya Gurs Roman weiter ging.

Um 1700 gabs dann pünktlich wieder Kaffee, Tee, Kuchen, Datteln und Aprikosen. Ein Ritual.



Messias, die fünfte. Ups, ein paar Töne waren wieder drin, die ich von Händel gar nicht kannte. Die Solisten, wie schon beschrieben, sangen jeder auf seine Weise. Der eine verkrampt und beißend, locker und obertonreich, gewöhnungsbedürftig und unsere Klara zum Hinschmelzen. Jetzt habe ich die Stimmgattungen von unten bis oben durch. In der Pause unterhielt ich mich mit Margitta.

Sie war vor vier Jahren nach Mauretanien ausgewandert in ein kleines Dorf. Einfach so, lebt von 2 € am Tag, sitzt auf dem Fußboden außer wenn sie arabisch lernt (das geht mit den Lexika und Büchern so schlecht), isst jetzt von Februar bis Oktober Reis mit Zwiebeln und Knoblauch oder Nudeln mit dem selben oder Kartoffeln mit wiederum Zwiebeln und Knoblauch, bis es ab Oktober wieder Gemüse vom eigenen Gar-

ten gibt. Manchmal könne man auch ein Glas Tomatenmark kaufen und hin und wieder ein Ei. Sie ist die Kindergärtnerin im muslimischen Dorf, die Amtssprache ist Arabisch, aber die Leute hier reden pular. Sie demonstrierte ein paar Worte. Lilo fragte, wovon sich die Sprache herleite und Margitta schüttelte nur den Kopf. Es klang sehr fremd.

Für die Arbeit in Kindergarten erhält die Kollegin 6 €. Nicht in der Stunde, was in Deutschland nicht einmal der Mindestlohn wäre, nein, im Monat. Ich fragte, ob das denn irgendwie reicht zum Leben. Nein, meinte sie, sie gäbe das bisschen Geld gleich wieder für Bonbons für die Kinder aus. Wovon sie lebe, wollte ich wissen. Antwort: von meinem Ersparten und euren Spenden.

Die Amenfuge: Helmut gab dem Bass den Einsatz und der samt Orchester musizierte genau im intendierten Tempo. Genugtuung umspielte den Mund unseres Professor Doktor Rilling. Jetzt war er für einen Moment glücklich.

Nach dem berühmten Halleluja musste wieder geklatscht werden. Das Publikum brauchte schließlich auch ein Ventil. Danach verließen schon einmal zwanzig Leute den Saal, wahrscheinlich, weil sie dachten, es sei schon zu Ende. Nach dem „dritten Akt“, einer reinen Soprankantate, fielen die während des Konzerts zur Musik wippenden Zuhörer mit ihrem Klatschen nicht in den Schlussakkord, sondern tosten erst nach einer Millisekunde los. Merkwürdig: die Tel Aviver klatschten zu Beginn laut, dann immer im Takt, heute gab es sogar Pfiffe, aber keine abwertenden, und nach drei „Vorhängen“ spätestens erstarb der Lärm abrupt. Eigentlich ein idealer Dank für die Ausführenden: laut und bestätigend und dann ein Ende findend. So wünschen wir uns das!

Oben im Pausenraum plärrte ein Fernseher mit einem Käppi tragendem Mann davor. Wir zogen uns um und er schaute unentwegt in seinen Bildschirm mit knackigen Mädchenpopos und ließ sich nicht stören.



Donnerstag, 12.3.2009

Probe Schöpfung. Welch entspannende Musik. Haydn, ich danke Dir. Der Ben hinter mir nannte das Oratorium eine Kinderoper. Nach ein paar Sudokus während der Arien, fing ich in den Singepausen an, mein Buch weiter zu lesen. Der Trompeter vor mir versuchte sich auch an Kreuzworträtseln, auf ivrit und malte komische Buchstaben in die Kästchen.

Manchmal riss es mich aus meiner Geschichte schwer heraus, wenn ich Töne hörte, die in der Schöpfung noch gar nicht kannte. Wann war das Konzert? Liebe Güte, da mussten ein paar Bläser noch kräftig üben. Genau so unterbrach mich die Arienstelle, wo Eva ihrem Adam Gehorsam schwört und dafür Ruhm einheimen will. Ich murmelte etwas von

einer Machostelle und um mich herum kicherten alle mit. In der Pause holten wir uns wieder Kaffee aus Pulver und Tee for free aus der „Kantine“. Die bestand aus einer Theke, auf der Benni, ein älterer netter Mann, der immer zu einem Pläuschchen aufgelegt war, seine selbst gebackenen mit Avocadocreme bestrichenen Brote und Joghurt mit Früchten verkaufte.

Unser Chorgestell wurde nach der Probe in einen Laster verladen und nach Jerusalem voraus gefahren. Auch das



Hammerklavier, das Boris zur Schöpfung traktierte, musste ja mit in die neue Konzertlokalität. Vor unserer Abfahrt drehte ich noch eine kleine Runde um den Block. Nach einem vorsichtigen Blick in eine Passage leitete mich irgendwas direkt in dieselbe hinein. Ein Ständer mit Restschuhen und einem Schild „99 Shekel“ zog mich an. Normalerweise gibt es da keine Exemplare meiner Größe, aber hier zog ich als erstes einen hellbraunen Mokassin 41 heraus. Weiches Leder und schön gemacht! Schnurstracks ging ich in den Laden und fragte nach dem zweiten Schuh. Die Inhaberin meinte: „This shoes are waiting for you!“ und in der Tat, sie passten, wie angegossen – ich nahm sie. Das war schon das zweite Paar Latschen in Israel. Wieder fielen mir die Wasseruhren neben den Hauseingängen mitten auf der Straße auf: die Verteilung des Nasses findet nicht im Keller statt, wie bei uns, sondern außerhalb des Hauses. Man könnte also jederzeit aus Gaudi jemandem das Wasser abdrehen. Vielleicht hatte die Frau auf dem Foto just dieses grade gedacht?



Fünzig Gächinger stiegen um 1530 in den Bus und fuhren eine gute Stunde in die heilige Stadt, el quds, wie sie die Araber nennen. Unsere Hotelzimmer mussten diese Nacht alleine verbringen, weil wir im Hotel Harmony in Jerusalem nächtigten.

Ich saß wieder ganz vorne im Bus, um die Landschaft in mich auf zu saugen. Verlässt man Tel Aviv nach Osten, grünt es vor lauter Erdbeerplantagen, Artischockenfeldern, Mandelbäumchen, Olivengärten, Orangenhainen und sogar Getreidefelder lassen sich ausmachen. Alles muss natürlich ständig bewässert werden; alle 500 Meter zeigen sich lila angestrichene Rohrleitungen mit Absperrhähnen, die aus dem Boden kommen und in denselben verschwinden, um sich dann unterirdisch zu schaffen zu machen. Dann: Spitze Bäume, eine Zypressenart krallen sich an Felsuntergründe, denen wirklich nicht zuzutrauen ist, diese Pflanzen zu ernähren. Meine Augen klebten am Fenster.



Oben in Yerusha'alim angekommen, liefen uns schon wieder die ersten [Ultraorthodoxen](#) mit ihren schwarzen Mänteln und Hüten über den Weg. Zufällig saß Agathe in der Nähe, unsere Kibbuz erprobte Chorkollegin aus dem Sopran. Wir hatten eine Menge Fragen. Was machen diese Männer den ganzen Tag? Agathe klärte uns auf: sie studieren die Thora, arbeiten zum Broterwerb nicht und leben vom Kindergeld (sie erzeugen derer viele) und von der Stütze. Sie verweigern dem Staat Steuern und machen keine Militärdienst, den alle jungen Leute nach der Schule absolvieren müssen. Manchmal haben deren Frauen einen kleinen Job und tragen so zum Einkommen bei; sie leben halt nicht auf großem Fuß, aber auf Kosten der anderen arbeitenden Menschen. Die wiederum haben ein schlechtes Gewissen, weil sie nicht soo gesetzestreu leben und ertragen deswegen diese „Schma-

rotzer“. Ich hab nix gesagt, gell.

Der Aufzug kommt von der Tradition her, wie sie in einem polnischen Stedtl gepflegt wurde. Wer sich den Bart rasiert, muss wenigstens Shabbeslöcken tragen, weil nach irgendeinem Buch Mose das Haar vor den Ohren nicht geschert werden soll. Dann

lässt man halt die Koteletten wachsen, nur beim Kringeln muss nachgeholfen werden. Das haben die Damen ja dann mit den Dauerwellen nachgemacht.

Eine verheiratete Frau dieser traditionellen Richtung trägt natürlich ein Kopftuch. Soll denn ein anderer Mann die wundervollen Haare der vergebenen Dame sehen? Und vielleicht noch auf dumme Gedanken kommen? Nein! Strengere Abteilungen der jüdischen Orthodoxie halten es anders. Da wird die Braut am Tage der Hochzeit kahl geschoren. Ab da trägt sie eine Perücke und! ein Kopftuch. Bin ich froh, dass ich in diesem Jahrhundert an diesem Ort geboren wurde, wo ich geboren wurde!!!!!!

Wir bezogen unser Hotelzimmer im Harmony. Wer hat das schon: zwei gebuchte und bezahlte Zimmer in zwei Städten zur gleichen Zeit und völlig absichtlich?

Hunger! Ich bestellte Moroccan soup und dann Shawarma im Restaurant neben dem



Hoteleingang, wohin Carola, Klaus und ich fielen. 55 Shekel, special price and only today especially for us. Die Suppe war köstlich, der Duft erinnerte mich an Hafer-schleimsuppe(, die ich mag!) und sie sah aus wie schon mal ..., Kicherbsen, Linsen, Reis und keine Ahnung waren drin; geschmeckt hat sie wirklich gut. Das Shawarma waren kleine Truthahnstückchen gegrillt mit gedämpftem Gemüse und Pompes. Ich trank ein Maccabee dazu. Langsam sehnte ich mich danach, wieder selber zu kochen.

Als wir zum Konzert abends an dem Congresscenter angelangt waren, trafen jiddische Klänge unser Gehör, das von den vielen lauten Proben mit Trompeten und Posaunen direkt vor uns noch erstaunlich intakt geblieben ist. Eine orthodoxe Hochzeit war auf dem Vorplatz in vollem Gange. Unter einem (Party-) Zelt schüttelten sich behütete schwarze Männer die Hände, sie tanzten ein paar Schritte, Mädchen zeigten ihre Festtagskleider und die kleinen Buben tollten einfach herum wie überall anders auf der Welt auch, allerdings mit angefangenen, ein paar Zentimeter langen Shabbeslöckchen vor den Ohren. Komisch, Frauen nahm ich keine wahr, obwohl sie bestimmt auch da waren. Rituelle Gläser lagen herum und daraus schloss Agathe, dass es wirklich eine Hochzeit war. Die Festtagsstimmung war schon dadurch bewiesen, dass einige der Herren russische Pelzmützen trugen, mehr breit als hoch, komisch anzuschauen.

Dann, Messias, die sexte und letzte, sozusagen die Dornier! Hinter der Bühne standen haufenweise Puppen mit Kostümen der aktuellen Produktion herum. Auch gestiefelte Kater gab es zu unserer Freude.

Hier in Israel gibz nix, was net gibt! Im Publikum saß ein Mann mit einem neongelben Sonnenschild auf dem Kopf, das ganze Konzert über, als ob die Lampen sonnengrell wären. Unweit saß eine Frau, die drei Stunden lang die Augen geschlossen hielt. Sie war aber nicht blind, wie ich beim Applaus feststellen konnte. Im Rollstuhl sank ein Alter in sich zusammen mit einer weißen Kippa auf dem Kopf, der genau so gut der Papst hätte sein können, die Hände gefaltet und zwischendurch herzhaft gähmend. Manche sangen förmlich mit, wippten wieder, dass es eine Freude war und beim Halleluja stand ein Mann auf den hinteren der 3000! Plätze auf und animierte seine Nachbarschaft, es ihm gleich zu tun. Vielleicht war er angelsächsischen Ursprungs, die Engländer erheben sich ja traditionell bei Handels Superschlager. Es wollte aber keiner der Nachbarn mit stehen, was ihn veranlasste, seine Reihe zu verlassen, in den Mittelgang zu treten und zusammen mit zwei anderen aus dem Nebenblock dort das ganze Halleluja lang stehend zu verharren. Applaus! Er ruckelte wieder an sei-



nen Platz zurück und gestikuliert noch lange mit seinen Nachbarn. Man stelle sich die Szenen einmal im Münchener Gasteig vor.

Unsere Solisten sangen wie schon beschrieben. Schon die ersten drei Viertel des ersten Taktes der Amenfuge schafften es, ein glückliches Gesicht bei einem gewissen Helmut Rilling zu erzeugen. Es war das Tempo, das er wollte. Israelischer Applaus. Ich erkläre es noch einmal: frenetischer Beginn, dann nach kurzer Zeit Taktklatschen und nach dem zweiten Aufmarsch der Solisten das „wir wollen jetzt nach Hause“-Ende. Wo stecken die Solisten bloß die vielen, ausladenden Blumensträuße hin? Der Countertenor löste heute das Platzproblem in seinem Zimmer, indem er das Bukett einer Cellistin überreichte.

Am Vorplatz verkaufte ein junger Mann um 2300 in der Nacht begele, große, ovale Sesambrotreifen. Kommt euch das Wort bekannt vor? Bagelshops heißen die jiddischen Brotläden bei uns.



Freitag, 13.3.2009

Gleiches Frühstück wie in Tel Aviv, fast exakt. Nur dass statt Rühreiern pochierte in ordentlich fettiger Tomatensoße angeboten wurden. Erster Gang: Kaffee aus Pulver (ich weiß jetzt, warum er überall gleich schmeckt), zweiter Gang: Zimmer privat, dritter Gang: Salat mit diesen fettichen pochierten Eiern. Satt.

Am Theatervorplatz wurden wir wieder gefilzt von einem Mädchen im gelben Sicherheitsbolero. Nach dem zehnten Gächinger mit Köfferchen und Rucksack und ungefähr je zehn Reißverschlüssen gab sie auf und rief ihren Chef an. Fortan ließ sie uns ohne Kontrolle Schulter zuckend durch in die heiligen Hallen. Den ersten Teil von Haydns Schöpfung zelebrierten wir vor ungefähr 1000 Zuhörern, die vorher einen Vortrag über das Werk gehört hatten – ein so genanntes Gesprächskonzert.

Eine kleine Unsicherheit in der zweiten Klarinette, aber sonst war es eine schöne halbe Stunde Musik. Meine lieben Chorkollegen nannten das Oratorium des guten alten Haydn beim Frühstück schon wieder „Kinderoper“ und naiv und trallala. Ich finde die Kollegen grade gar nicht toll. So großkotzig! Ich mag die Schöpfung. Man kann doch nicht Monteverdi mit Strawinski vergleichen – und eben auch nicht Händel mit Haydn.

Von 1300 bis 1800 war nun Zeit in der Stadt. Ich machte mich allein auf den Weg. Hinter dem Jaffator schlug ich

mich nach links ins Gebüsch und fand nach verwinkelten Gassen, in denen eine Kirche nach, hinter und in die anderen gebaut war, in die arabischen Märkte. Manche Händler machen ein Gesamtkunstwerk aus ihrem Angebot. Eine Pyramide aus Gewürzen beeindruckte mich besonders.

Ein Sortiment Jesuslatschen hingen an einer Wand und ich nahm sie unvorsichtigerweise in Augenschein. Sofort spritzte ein Junge herbei und fragte mich nach meiner - Schuhgröße. Gerissen! Ich wollte ja sowieso einmal wieder solche Sandalen haben und ließ mich auf ein Verkaufsspielchen ein. Erst probierte ich drei verschiedene Modelle, ließ mir seine Mutter vorstellen, die mir teigig ihre Hand gab und mit schlechten Zähnen lächelte und fragte dann nach dem Preis. 85 Shekel wollte er haben. Als Richtwert soll man auf Märkten grundsätzlich nur die Hälfte bezahlen, aber ich hatte von Kollegen gehört, dass solche Schuhe in Geschäften ungefähr 70 NIS (new israeli shekel) kosten. Also bot ich 60. Er 80, ich wieder 70, er 75 und davon wollte



er auch nicht mehr weg. Beim Bezahlen selber sagte ich noch einmal „70!“ . „Nein!“ , war seine Antwort. Eigentlich hätte ich gehen müssen, damit er mir nachlaufen konnte, aber ich zwinkerte ihm zu und sagte: „that’s a game!“ Er nickte und grinste mich an. Ich gab ihm 70 Shekel in Scheinen und zeigte ihm dann das leere Kleingeldfach. Endlich gab er nach, wir wünschten uns freundlich shalom, Mutter und ich nickten uns zu und ich verließ mit meinen Jesuslatschen den Laden. Schuhkauf Nummer drei, was war bloß mit mir los?

Am Damaskustor fand ich wieder aus der Umfriedung hinaus. Küken, Schuhe, Gurken und Brote wurden dort feil geboten. „Maschkara, maschkara“ hörten meine tauben Ohren aus allen Marktschreiermündern. Fasching? Oder war es doch „Baschala, baschala!“? Was sollte das denn bedeuten? Winterschlussverkauf?

Ich setzte mich auf die Stufen vor das Damaskustor und schaute dem Treiben zu. An der Sultan Suleiman Straße lief ich außerhalb der Stadtmauer weiter Richtung Ölberg. Mein Ziel war der Ort, an dem Jesus mit seinen Jüngern mindestens den letzten Abend vor seinem Leidensweg zugebracht hat. Wer weiß, wie oft er vorher schon auf der Anhöhe gegenüber der Stadt zwischen den Olivenbäumen Ruhe gesucht hatte.

Heute war von Ruhe nichts zu spüren. Die Ringstraße erlaubte den Motorvehikeln, die es seit gut 70 Jahren gibt, einen solchen Lärm zu veranstalten, dass es wirklich nicht mehr erholbar sein muss, in den Gräbern rings herum zu liegen. Fromme

Juden lassen sich hier am Ölberg im Osten Jerusalems begraben (ohne Sarg, im Leichentuch), weil sie denken, dass der Messias, wenn er denn kommt, genau hier sein jüngstes Gericht halten wird. Mein Freund Ibrahim, der in einem der folgenden Absätze Erwähnung findet, erzählte mir, dass eine solche Grabstelle 50000 € oder \$ (isjaegal) kostet. Ein paar fertig betonierte Grabstellen standen offenbar noch zum Verkauf und freie Flecken gibt’s noch jede Menge auf lieblos geebneten Schotterflächen; das sind hier die VIP-Grabstellen für Betuchte, die es beim ultimativen Gericht-

tag gar nicht erwarten können.

Auf der anderen Seite des Kidrontales (den Bach gibt’s schon lange nicht mehr) am Abhang der Altstadt sei es viel billiger. Da wird ja auch das jüngste Gericht nicht sein, gell. Diese lieblos zusammen gemörtelten Betonsteingräber sind genau 1,40 Meter lang. Wie, bitte, passt da ein Mensch heutiger Größe hinein, wenn er vorher nicht zusammen gefaltet worden ist? Eine Platte obendrauf, ein Kästchen, in das die Angehörigen Zettelchen und Teelichte stecken und gut iss. Ein total fremdes Bild für meine Augen. Besucher gibt es auch keine, was sollen die da gießen? Da ist ja eine anonyme

Grabwiese auf einem deutschen Waldfriedhof dagegen ein Komfortliegeplatz. Ich bin wieder despektierlich! Viele Stufen hinab führten zum Grab Mariens, sozusagen ins zweite Untergeschoß zum Jahre Null. Ein Durchgang mit ca. 1,40 Meter Höhe zwingt den Gläubigen zum Bücken, will er sich nicht die Brust anrennen. Erst nach dieser Demutsgeste gelangt man zu einem Felsen, der die letzte Stätte der Gottesmutter gewesen sein soll. Die Orthodoxe Kirche hält hier die Oberauf-



sicht. Gleich nebenan war der Eingang in den Olivengarten, in dem die Jünger Jesus' Ringen mit sich, ob er sich opfern sollte oder nicht, verschlafen hatten. Sogar der Stein, auf dem er geweint haben soll, war lokalisiert, allerdings eigenartig mit betonierten Pflastersteinen garniert. Die knorrigen Bäume sollen Zeitzeugen des heiligen Geschehens sein. Auf der Infotafel stand zu lesen, dass hier acht tausendjährige Olivenbäume zu sehen seien. Konnte ich jetzt nicht rechnen oder verstand ich den tieferen Sinn dieser Zeitangabe nicht? Am Ausgang drückte mir ein Araber einen kleinen Olivenzweig in die Hand und hielt dann die Hand auf. Ich drückte ihm einen Shekel hinein, er verlangte zwei. Keine Erpressung, lieber Junge, da geht bei mir der Ofen aus!



Ich stieg weiter den Hügel hinan. Jetzt wurde es aber heftig arabisch! Und trotzdem, 1982 rum war ich einmal in Marseille mit Rucksack, Freund und null Erfahrung. Diese Kinderbanden dort hatten mich zu Tode erschreckt. Ich natürlich allein unterwegs. Sie waren mir nach gelaufen, hatten geschrien, mich sogar am Gewand gerissen.

Wegen der Vorurteile, die wir von den Medien angezchtet kriegen, hatte ich zuerst ähnliche Befürchtungen, aber alle Menschen, die mir entgegen kamen, waren freundlich, sogar die Kinder. Nicht wie in Deutschland, dass sie nur nichts sagen oder die Lippen verziehen, wenn es gar nicht mehr anders geht. Nein, viele Leute sprachen mich einfach so an. Im Vorbeilaufen. Unglaublich! Shalom.

Ich schlenderte den Ölberg wieder hinab. Ein Araber stützte sich auf seine Gartenmauer und betrachtete die Welt. „Where do you come from?“, fragte er mich. „From Germany“, antwortete ich und er meinte auf Deutsch, das hätte er schon an meinen Augen gesehen.



Dann ging es Schlag auf Schlag. Abraham hatte 10 Jahre lang in München gelebt. Wo? In Schwabing. Ah, wo dort, in Nordschwabing. Dann kenne er ja sicher Milbertshofen, fragte ich. Seine Augen fingen Feuer. In Wirklichkeit hätte an der letzten Station der Bahn gewohnt. Ich kombinierte: der Umkehrplatz der Straßenbahnlinie 7, es lange nicht mehr gibt, war der Anhalter Platz. Ja, genau da!! Und ob er denn

den Milbertshofener Platz kennen würde. Logisch! Wir fielen uns vor lauter gewesener Nachbarschaft imaginär um den Hals. Mein Palästinenser und ich im Garten Jesu angesichts der Jerusalemer Altstadt.

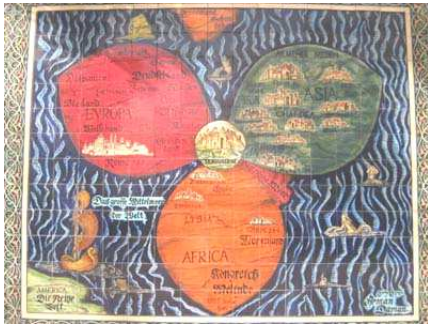
[Teddy Kollek](#), der gewesene Bürgermeister von El Quds (er war von 1969 bis 1993 im Amt!!!), hatte vor zwanzig Jahren diesen Garten angelegt und ihm, Abraham oder Ibrahim, die Betreuung übertragen. Viele tausend Besucher kämen hier her, um die Altstadt von diesem ganz besonderen Ort aus zu betrachten. Abrahams Haus stand keine 50 Meter von diesem Garten entfernt (auf dem Foto links). Er baue für sich die Dachwohnung, aber gerade hätte er kein Geld. Für den Palast seines Großvaters (rechts) hatte die Stadt Jerusalem schon 40 Millionen \$ geboten, aber das würde nie verkauft.

Er führte mich exklusiv in den Garten Jesu und erklärte, dass er ihn peinlich sauber halte und dass er das von den Deutschen gelernt hätte. Sprachs, hob ein Stück Plastik auf und



warf es über die Hangmauer, wo sich schon ein ordentlicher Berg Abfall befand. Meinen Kommentar dazu überhörte er geflissentlich.

Wir sprachen über dieses und jenes, er verriet mir die Grabpreise drent und herent am Bach, dass er mit seiner Cousine vier Kinder habe („ich bin Moslem, bei uns ist die Ehe zwischen Cousins erlaubt“) und legte mir seine Sicht der Jerusalemproblematik dar. Seiner Ansicht nach wird es in baldiger Bälde einen Riesenkrieg zwischen den Arabern und den Israelis jüdischer Herkunft geben.



„Was siehst du vor dir?“, fragte er mich. Was wollte er hören? Endlich kam ich drauf. „Die Al-aksa-Moschee und den Felsendom“ antwortete ich brav. „Eben, hier ist Mohammed auf seiner Stute Buraq in den Himmel geritten und genau da wollen die Juden den dritten Tempel wieder aufbauen! Wer die Schlüssel zu Jerusalem hat, dem gehört die ganze Welt“. Das Sprichwort kannte ich. Ja klar, ich hatte ja am Montag schon das Mosaik fotografiert, das die Heilige Stadt als Nabel der Welt darstellt. Europa, Asien und Africa hängen wie Blü-

tenblätter an Mittelpunkt der Erde.

„Ich atme die Atmosphäre hier seit zwanzig Jahren jeden Tag und ich sage dir, es dauert nicht mehr lange!“. Ich erschrak.

Nach einer guten dreiviertel Stunde verabschiedeten wir uns, ich schritt beeindruckt den Ölberg weiter hinab ins trockene Kidrontal und durch das Stephanstor hinauf wieder in die Altstadt. „First station! You need a guide?“ brüllte mich jemand an. Da erst fiel mir auf, dass ich in der [Via dolorosa](#) war. Und zwar an der ersten Kreuzwegstation. Jetzt gehen hier Kinder in die muslimische Mädchenschule Omariya. Die Devotionalienläden waren alle schon geschlossen, es war Freitagnachmittag um 1630, kurz vor Shabbat, da werden die Bürgersteige hoch geklappt. Ein paar Meter weiter soll Jesus gegeißelt worden sein und prompt bot mir wieder ein Araber seine Dienste an – ausgerechnet, aber ich war ja im arabischen Viertel.

Ich bog in eine Seitengasse ab und fand mich auf einem arabischen Gemüsemarkt wieder, wo es noch hoch her ging. Juden im Festtagsstaat samt Pelzmütze hasteten an den Ständen vorbei zur Synagoge. Ich fragte einen Gurkenhändler, wie ich am schnellsten zum Jaffator kam, weil ich keine Lust hatte, den Stadtplan heraus zu ziehen und mich wie ein Tourist aufzuführen. Man sah mir sowieso an, dass ich einer war. Er zeigte nach rechts, wo ich eh hin tendiert hatte, sein Kunde deutete aber nach links und erklärte, dass es schneller wäre, durch das Herodestor auf die Ringstraße zu gehen und außerhalb zu laufen.

Die Sultan Suleiman kannte ich ja schon, aber beim Damaskustor bog ich trotzdem wieder in die Stadt ab, eine Stunde Zeit war noch, bis unser Bus nach Tel Aviv abfuhr. Aus dem ultraorthodoxen Stadtviertel Mea Shearim tönte ein laang anhaltender Ton wie aus einem Horn. Das Widderhorn wurde geblasen, nicht die Sirene der freiwilligen Feuerwehr. Es war 1700 und Beginn des shabbats.

Gleich beim ersten Laden nach dem Stadttor winkte mir ein Mann, ich solle doch herein kommen, aber instinktiv lehnte ich ab. Nach zehn Schritten drehte ich allerdings um. Ich hatte während der ganzen Lauferei immer größere Lust auf ein kühles Bier bekommen ([die Kirche war schon aus](#)) und warum sollte ich das nicht hier kaufen? Als hätte er es voraus gesehen, lächelte mich der Mann an und begrüßte mich und – sicher hätte er ein Bier für mich.



Er wies den Thekenmann an, mir ein Makkabee aus der Kühlung zu holen und steckte mir gleichzeitig einen Löffel mit heißen Maiskörnern in den Mund. Oops! Nein, ich solle mein Geld stecken lassen „you are invited!“. Wir tauschten die üblichen Fragen

und Antworten nach meiner Herkunft aus, er sagte, dass er in der nächsten Woche nach Tübingen und Freiburg reisen werde um Freunde zu besuchen und ich bekam nach drei Wiederholungen des ersten Städtenamens eine Erleuchtung, dass er Tübingen meinte. „Ja ja genau, Tübingen!“ Hier kann man keine Umlaute artikulieren. Ü und Ö geht überhaupt nicht.



Am [Jaffator](#) angekommen, traf ich auf einige Chorkollegen, die genauso fröstelten wie ich. Wir setzten uns auf die Steinquader an der Außenseite des Tores. Das große Loch auf dem Bild ist eine Bresche, die Sultan Abdul Hamid für unseren alten Kaiser Wilhelm schlagen ließ, damit dieser mit seinem Gefolge in die Stadt gelangen konnte, ohne durch das 90 Grad gewinkelte Stadttor reiten zu müssen.

Orthodoxe Juden eilten samt Kind und Kegel durch das Tor. Manche berührten die [Mesusa](#), die am rechten Torpfosten von außen gesehen angebracht war gemäß der Schrift: „Du sollst die Worte, die ich dir heute

sage, schreiben an die Pfosten deines Hauses und an deine Türe.“ – 5. MOSES 6,9 UND 11,20, manche nicht. In dem metallenen Kästchen ist ein Stückchen der Thora verkapselt. Ein kleiner Junge mit Löckchen an der Hand seines schwarz behüteten Vaters bettelte nach dem Vorübergehen so lange, bis ihn sein Papa hoch hob und er die Mesusa auch berühren durfte.



Um 1900 waren wir wieder daheim und ich verzog mich ins Zimmer um an diesem Bericht zu schreiben und zwischendurch den Millionär im RTL zu schauen. Auf der Rückfahrt hatte ich gelernt, dass unter all den im Programmheft unserer Konzerte namentlich aufgeführten Spendern neben vermögenden Juden aus aller Welt der Fernsehsender RTL vorkam, aber nicht unter deutscher Nationalität. Darum empfangen wir als einzigen deutschsprachigen Kanal RTL, allerdings die Schweizer Ausgabe.

Shabbat, 14.3.2009

Es gab wieder keine gerührten, dafür harte Eier. Backkartoffeln aber schon und zudem noch Reisauflauf. Ganz blickte ich das System der Verbote am 7. Tag der Woche noch nicht.

Heute blies Westwind mit ungefähr 20 Knoten, der die Brandung ganz schön heftig werden ließ. Über zwei Meter hoch schlugen die Wellen über die vorgelagerten Steinwälle und lockte zahlreiche Surfer in Neopren an. Sie lagen auf ihren Brettern und wenn eine viel versprechende Welle ankam, standen sie schnell auf, um stehend möglichst lang zu gleiten. Das Brett hing mit einem Fangriemen am Bein, wie unsere Ski früher, damit sie es bei dem unweigerlichen Sturz nicht lange suchen mussten. Ich hatte mir wieder einen Drahtesel ausgeliehen, aber nur den letzten Schrott erwischte. Die Vorderradbremse hing funktionslos in der Luft, bis ich die Gabel wieder



an den Zugdraht hängte. Bei jeder kleinen Bodenunebenheit flog das Ding aber wieder heraus – mühsam. Fast in Jaffa angekommen, stand ich so an der Mauer und fotografierte die Skyline Tel Avivs, als mich ein Mann ansprach, ob er ein Bild von mir machen solle. Von sich aus! Mit Danksagungen im Voraus drückte ich ihm meine Kamera in die Hand, er knipste mich samt Rad, beteuerte „you are welcome!“ und ging seiner Wege. Ich komme in diesem

Land wirklich aus dem Staunen nicht heraus. Die Hafeneinfahrt von Jaffa war heute unpassierbar. Zwei Meter hohe Brandungswellen überspülten die Andromedafelsen und das 20 Meter breite Fahrwasser toste wild. Es war auch kein einziges Schiff draußen zu sehen. Hinter dem Hafengebäude entdeckte ich den Fischladen, trotz Shabbat alles zu kaufen, man muss nur wissen, wo! Fast wieder am Hotel angekommen, fiel mir ein, dass ich ja einen Gummi im Rucksack hatte und knotete einen Webleinstek um diesen verlotterten Bremszug.



Im vierten Stock wurde wieder Kuchen und Tee serviert und die Sauna war geheizt. Einmal musste ich doch rein. Sie war genau so groß wie unsere daheim, aber für mich reichte sie ja und eine gründliche Reinigung könnte ihr nicht schaden! Als ich auf die Terrasse trat, regnete es Schnürl, da freuten sich die Pflanzen und der so genannte Rasen der Uferpromenade.

Nun aber los ins Konzert. Ab jetzt wurde nur noch Haydns „Schöpfung“ gegeben. Auf der Suche nach einem Spiegel fand ich die Türe zum Dirigentenzimmer offen und Martina (Frau Rilling) auf dem Ledersofa einen Knopf an das Sakko des Maestros nähend. Sie bot mir einen der drei Spiegel im Raum an und lud mich überdies auf ein Klo ein. Damit ich nicht draußen auf das kleine allgemeine gehen musste. Wir unterhielten uns ein Viertelstündchen über ihre halbjüdische Herkunft und meine Erinnerungen an eine jüdische Schulkameradin, die neun Jahre lang im Gymnasium die Bank neben mir gedrückt hatte und nach dem Abitur nach Israel ausgewandert war. Frieda Jakobowicz; ich hatte vor dieser Reise lange im Internet gesucht, aber nichts über sie gefunden. Wahrscheinlich heißt sie ja heute ganz anders.

Ein paar Patzer waren noch drin. Heute waren es das erste Horn, eine Posaune und – die erste Klarinette. Bei den Streichern fiel es halt nicht so auf, wenn einer danebenhaute. Die erste Reihe meiner lieben Altkolleginnen war übrigens schon taub vor lauter Blechblaslärm. Benni, unser „Kantinenwirt“ hatte wieder frische Brote und Fruchtjoghurts dabei und war seine Ware rasend schnell los. Er entschuldigte sich, dass er meinen Namen wieder vergessen hatte, netter Kerl! Die 2500 Menschen klatschten wieder im Takt und strebten nach dem zweiten Aufmarsch der Solisten nach Hause – alles wie immer.

Auf dem Heimweg erstand ich noch eine Avocado, die leider nicht reif genug war, um sie ganz aus zu löffeln. Um 2300 konnte man hier einfach so einkaufen. Allerdings tobte auch in der Disco am Platz der Bär. Alles hat seinen Preis!

Sonntag, 15.3.2009

Heute ging es an einen Ort, der mir wahrscheinlich die Laune verderben sollte: nach [Yad Vaschem](#). Der Begriff bedeutet: Denkmal und Name. Die ganze Busfahrt über regnete es.

Durch ein großes Eingangsgebäude gelangt man über einen Hof (ohne Schirm) in das eigentliche „Museum“- der Eintritt ist frei. Ich holte mir einen Audioführer und setzte den Kopfhörer auf. Ein langer Gang unterbrochen von Schneisen lotst den Besucher schlängelförmig durch alle Räume. Viele junge Leute, die gerade ihren Militärdienst machten, waren in Gruppen da. Nur die Maschinengewehre, die mussten sie an der Garderobe abgeben.

Der Aufbau, die Gestaltung und die Vielfältigkeit des sinnlichen Erlebens sind großartig. So großartig, dass der

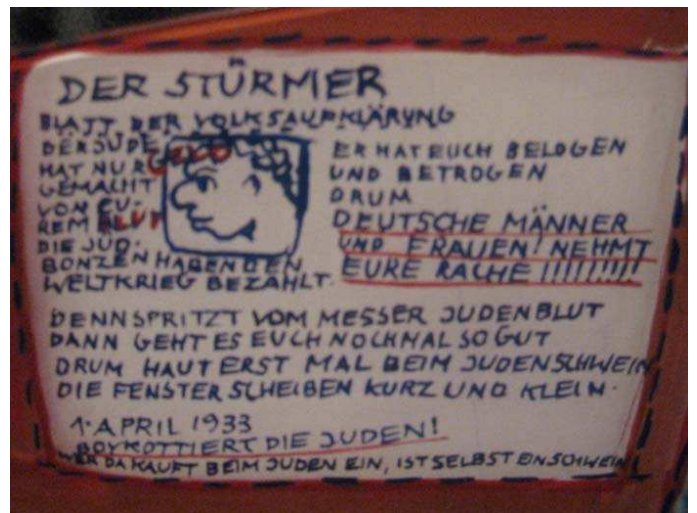


Kloß, der sich in meinem Hals breit machte, von Raum zu Raum immer größer wurde.



Es ging los mit dem Alltagsleben der Juden in den europäischen Ländern. Sie waren ja integriert am Anfang des 20. Jahrhunderts, spielten Klavier wie wir, gingen ihrem Beruf nach wie wir alle und träumten wie wir. Dann kam unser Adolf an die Macht. Nein, die Deutschen wählten ihn da hin und lasen „Mein Kampf“ mit Hingabe. Nicht nur zwei oder drei, sondern ganz schön viele. Und da stand drin, dass die vornehmste Aufgabe eines Ariers die ist, die jüdischen Untermenschen zu vernichten. Man hätte es bloß lesen brauchen. Eindringlich wurde beschrieben, wie binnen kürzester

Zeit nach der Machtergreifung (ein vollkommen falscher Begriff eigentlich) diese Mitmenschen schikaniert, gemoppt, enteignet und bespuckt wurden. Aus meinem Kopfhörer tönte es: „Möchten Sie mehr zur Reichskristallnacht erfahren, drücken sie die 210“. Von 1100 bis 1450 hörte ich mich von einem zum anderen Gräuel. Ich fand mich auf der Hauptstraße des Warschauer Gettos wieder mit Eisenbahnschienen und Pflastersteinen von dort. Ich sah Bilder von verhungerten Kindern in den Gettostraßen, hörte die Rede eines Rabbis, der alle Alten und Kinder unter 10 ausliefern musste und das seiner Gemeinde mitteilen sollte. Ein paar Mal war ich drauf und dran, zu weinen. Es waren zu viele Leute da, um das zu können. Ich schluckte meine Trauer hinunter und lief tapfer weiter. Irgendwann im 7. Raum und den fortwährenden Erklärungen aus meinem Audioführer konnte ich nichts mehr ertragen. Die nächsten zwei Takes übersprang ich. Aber wozu war ich denn hier? Meine Schulter schmerzte. Wie laufe ich denn hier seit zwei



Stunden durch die Gegend? Richte dich auf, Schultern runter. Die Geschichte nahm ihren Lauf und ich erkannte, dass der ganze Krieg nur unternommen wurde, um die Juden in Europa auszurotten. Die östlichen Juden wurden noch tiefer stehend als die in Westeuropa betrachtet – die unteren Untermenschen – und mussten als erstes weg, daher ganz am Anfang der Einmarsch in Polen. Das Land hätte man auch noch gern gehabt und der böse Bolschewismus musste als Erklärung auch

noch erhalten. Aber als allererstes wurden in Deutschland selber die Außenseiter eliminiert: Geisteskranke und Homosexuelle. Die hatten als Kennzeichen ein rosa

Dreieck zu tragen, bevor sie einfach so gemeuchelt wurden. Was für ein Abschaum aber auch!

Erschießungen über der selbst ausgehobenen Grube, Gehenkte, Vergaste im Lastwagen, Schicksale, Namen – mein Kloß im Hals wurde mit jedem Schritt mächtiger. Die Endlösung: 11 Mio. Juden gab es in Europa und den angrenzenden Revieren.



Sogar die lumpigen 200 albanischen hatte man erfasst und den einen auf einer griechischen Insel (blaue Balken). Umgebracht hatte man am Ende 4 Mio (schwarze Balken); in Polen war man besonders gründlich. Ich möchte gerne den

Wehrmachtssoldaten sehen, der nicht gewusst hat, warum er eigentlich Krieg spielt und den Dachauer, der das KZ für ein x-beliebiges Gefängnis hielt.

Dann das danach: 1947: die Briten ließen das Auswanderungsschiff in Haifa nicht anlanden, kein Staat wollte die Flüchtlinge haben und das geht irgendwie ja bis heute so. Wie kann man leben mit der Vergangenheit, die Familien zerriss, Waisen zurück ließ und so viel Leid über ein Volk brachte, das einen Fehler hatte – da zu sein, klug zu sein, ja und natürlich Jesus umgebracht zu haben? Falsch, das waren die Römer. Dabei hatte ich bis jetzt nur lächelnde, freundliche, zuvorkommende Israelis erlebt. Sogar noch, als sie hörten, dass ich Deutsche bin.

So wie ich keine Schuld am Holocaust trage, hatte Anne Frank oder wer anderes keine Schuld an irgendwas. Herr Rothschild war ja der Superbuhmann als Anfangsaufhänger für den Judenhass. Er hätte sich mit seinem Geld die Welt unter den Nagel reißen wollen. Scientology lässt grüßen. Heute kriegen Leute mit ganz viel Dreck am Stecken Abfindungen. Und sollen wir alle Amis umbringen, weil Bill Gates der reichste Mann der Welt ist?

Geneigter Leser, die letzten Absätze lesen sich wirr, ja? Ich gestehe, ich war wirr!

Und fertig – mit den Nerven! Nach dreieinhalb Stunden hatte ich noch nicht alle Räume gesehen, aber unsere Busabfahrt nahte. Ich hetzte noch durch die Halle der Namen, die Synagoge, den Platz der Hoffnung und über den regennassen Hof zurück zum Eingang. Ich erzähle in diesem Bericht aus meiner Sicht und nach meinen Recherchen. Es muss also nicht alles geschichtlich und politisch hieb- und stichfest sein. Manche geschichtlich besser bewanderten Zeitgenossen werden vielleicht bei meinen Behauptungen den Kopf schütteln, aber wenn meine Zeilen aber zum Nachdenken und Diskutieren Anlass bieten, ist es so in Ordnung.



Drei Spiele, die heute keiner mehr kennt: Hakenkreuzesammeln, das „zeitgemäße und überaus lustige Gesellschaftsspiel für Erwachsene und Kinder“ (siehe Foto rechts) mit dem Titel „Juden raus“ und das Gettomonopoly.



Habs doch gewusst, dass mir der „Ausflug“ die Laune verhaseln würde. Wie benebelt saß ich im Bus, als hinter mir schon wieder über irgendwelche Banalitäten getextet werden musste. „Der Boden freut sich über den Regen“ und „oh, im Kreisverkehr ist wieder was los“. Grad, dass was gsagt is.

Bleierne Müdigkeit bemächtigte sich meiner und kurz vor Tel Aviv wachte ich wieder auf. Stöhn, abends war wieder Konzert! Aber glaubst Du's, statt dass ich schlief, recherchierte ich im internet über die [shoa](#) (großes Unglück). Dann war es 1800 und zu spät für ein Nickerchen. Ich ging stattdessen in die Sauna, trank Tee und brachte auch diese „Schöpfung“, die 2. ganze hinter mich.

In Nummer 10 Takt 10 riss es mich wieder: der erste Trompeter spielte statt einem d ein e – aua! Dann hupte der Fagottist einen Mist. Der klebt so schief über seinem Instrument wie der deutsche Nachrichtensprecher Klaus Kleber heißt. Die Schultern hängen auf 255 Grad und der Kopf zeigt nach 10 Grad, wie beim Klaus Kleber. Nach ein paar Nummern blies der erste Hornist daneben. Mensch, da kann man nicht mal beim Vater Haydn wegträumen.

Anschließend gab es einen Empfang mit warmem Buffet – ein Daimlervorstand zahlte und war sogar da. Die Reden kamen Gott sei Dank erst nach dem Essen und kurz. Um 0000 lief ich Richtung Hotel. Schultern runter!

Kleiner Nachtrag, den ich bei

http://www.dasjudentum.de/cms/front_content.php?idcat=29

gefunden habe.

1939

21. Febr.: Juden müssen Schmuck und Edelmetalle abliefern.

30. April: Juden müssen "arische " Wohnhäuser räumen und werden in "Judenhäuser" eingewiesen.

20. Sept.: Juden müssen Radios abliefern.

1940

23. Jan.: Juden erhalten keine Reichskleiderkarte.

29. Juli: Juden werden Telefonanschlüsse gekündigt.

1941

4. März: Juden werden zum Arbeitseinsatz herangezogen.

1. Sept.: Juden ab sechs Jahre müssen den gelben Stern tragen (im "Generalgouvernement" seit 23. Nov. 1939).

18. Sept.: Juden brauchen Genehmigung für Fahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

12. Dez.: Juden dürfen öffentliche Telefone nicht benutzen.

1942

15. Febr.: Juden dürfen keine Haustiere halten.

17. Febr.: Juden dürfen keine Zeitungen und Zeitschriften halten.

13. März: Juden müssen ihre Wohnungen kennzeichnen.

12. Mai: Juden dürfen keine "arischen" Friseure aufsuchen.

11./22. Juni: Juden erhalten keine Rauch- und Eierkarten.

12. Juni: Juden müssen alle optischen und elektrischen Geräte, Fahrräder und Schreibmaschinen abliefern.

1. Juli: Jüdische Schülerinnen und Schüler dürfen nicht mehr unterrichtet werden.

30. Juli: Jüdische Gemeinden müssen Kultgegenstände aus Edelmetall abliefern.

19. Sept.: Juden erhalten keine Fleisch- und Milchmarken.

9. Okt.: Juden dürfen in "arischen" Buchhandlungen nicht einkaufen.

Montag, 16.3.2009

Um dreiviertel elf wurden wir letzten aus dem Frühstücksraum komplimentiert. Nach einer Stunde mit dem Laptop auf den Beinen, mich per internet doch noch um eine Daychartergelegenheit bemühend, lockte mich die Möglichkeit von Sonne, ich durch mein Hinterhofzimmerfenster erahnen konnte, hinaus. Mit dem Segeltrip würde es wohl nichts mehr werden. Google übersetzt die israelischen Internetseiten so komisch und erst einmal findet man ja nichts mit Suchbegriffen in lateinischen Lettern. Immerhin schickte ich ein mail nach Jaffa zur dortigen Segelschule los und hararte dann den ganzen Tag auf Antwort, die nicht kam.

Ein blaues Rad hatte noch auf mich gewartet, ich lieh es aus und fuhr ziellos nach Norden. Die Gangschaltung der großen Zahnräder ging sogar – und die Bremse. Ach ja, den Park am [Nahal Yarkon](#), (hebräisch yarôkk, grün), den ich auf der letzten Radelei nur streifte, wollte ich heute näher erkunden. Die Ben Yehuda entlang strampel-



te ich ein ungefähr einen Kilometer lang, bis kurz vor dem Elektrizitätswerk dieser grünliche Fluss ins Mittelmeer mündet; eigentlich war er dreckig und stank ziemlich nach Klärwerk. An diesem Wasser entlang war ein Park mit Wegen, Wiesen, Spielplätzen und vielen Bäumen angelegt. Und das mitten in der Stadt – eine Art Englischer Garten und in etwa auch so groß. Sogar einen Kletterbrocken hatten sie hingestellt, öffentliche Fitnesscenter, Hundesportplätze, Steinbockgehege und wunderschöne Natur. Auf einem beinharten Männersattel sitzend, fuhr ich bis zum Parkende (Aumeister ;) und wieder zurück. Auf einer Anhöhe stand eine Art Monopteros (für die Nichtmünchener, das ist ein Junkietempel mitten im Englischen Garten.)



Am Flussufer luden Tische, Stühle und Sonnenliegen mit dicken Polstern zum Faulenzen ein, die Sonne schien, ich kaufte ein Meloneneis und las dort auf einer der Liegen mein Buch von Batya Gur endlich aus. Allein der Klärwerksgeruch trübte mein Vergnügen ein kleines bisschen.

Kurz vor der Uferpromenade stieß ich wieder auf ein öffentliches Geräteturnareal. Jetzt musste ich doch einmal ausprobieren, welche Gewichte hier zu stemmen waren. Ah, so! Mein eigenes Gewicht war der Maßstab. Man setzte sich auf die Maschine und drückte sich selbst hoch per Trizeps oder mit anderen Muskeln.

In einem bewachten Supermarkt deckte ich mich wieder mit einigen Dosen Goldstar ein; es schaute aus und schmeckte fast wie „Unsereiner trinkt Maxlrainer“. Bewachung: die Maschinengewehre der Polizisten und des Militärs, das hier allgegenwärtig ist, waren nicht weg zu denken.



Drei Stunden Rad fahren in Tel Aviv mitten im März und unter stahlender Sonne, ca. 20°C, das ließ ich mir gefallen.

Um 1715 Busabfahrt nach Haifa. Schöpfung, die dritte, performden wir dort. Manchmal fand ich die Vokabeln als erstes in Englisch. So schnell kanns gehen.

Das mit den Bläsern wird immer schlimmer, der erste Hornist kiekste heute bestimmt fünfmal und der Trompeter stand ihm in nichts nach. Dafür war es wie immer ein Genuss, dem Verweben der zwei Bratschenstimmen in der Nummer 16 zu lauschen, wenn es im Text heißt „seid fruchtbar und mehret euch!“. Auch Oboe und Flöte spielten heute wieder makellos. Tenor Lothar textete van Swieten (er übersetzte John



Miltons „Paradise lost“) um: in Nummer 24 sollte sich die frisch erschaffene Gattin an Adams Busen anmutsvoll schmiegen.

Klar artikulierte der liebe Lothar das Wort „anspruchsvoll“ und gleich nochmal im übernächsten Takt ganz deutlich. Also die Gattin schmiegte sich in dieser Aufführung anspruchsvoll an den Busen des Gemahls. Um mich herum schmunzelte es

nicht nur, es lachte, dass es krachte und Helmut mit seinem Dirigiersteckerl schüttelte es förmlich.

Der Oberkracher war das Schlussduett des Turteltäubchenpaares. Man hätte glauben können, die Solisten hätten das Stück mit dem Papaganoduett aus der Zauberflöte verwuxelt. Sie schmachtete zum teuren Gatten hinüber, er baggete die holde Gattin an und als die Stelle kam, dass sich mit jeweils dem anderen die Freude erhöhe, verdopple und an Seligkeit gewönne, nahm die Theaterburleske seinen Lauf. Der Bass quetschte „mit dir“ so erotisch zwischen den Zähnen hervor, dass wir im Chor ziemlich unbeherrscht lachten. Sogar Helmut lief das Gesicht schon wieder über. Derweilen hatte es sich die hohe Posaune, also der Mensch, der dieselbe recht gut spielte, auf seinem Platz bequem gemacht wie in einem Strandliegestuhl. Die ungeputzten Schuhe übereinander geschlagen, mit dem Hintern auf dem Sitz nach vorne gerutscht und das Kinn auf die Hände gestützt – Philharmonic Orchestra??

Die ersten Klatscher kamen just von den drei Posaunisten, die dann, als das rhythmische Klatschen des Publikums begann, Synkopen dazu lieferten. Wie im Bierzelt. Um halb eins nächstens trafen wir dann wieder in der Heimat am Bauhaus-Hotel Cinema ein.

Weiter geht's hier:

www.egantert.de/Dateien/Israel2009_3.doc

Hier gibt's die „offizielle“ Version des Tagebuchs und weitere Bilder:

<http://www.gaechinger.de/index.php/do-12-maerz-2009.html>